Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 9

Buchbesprechung: Bücherschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

führte, hatte einen großen Anteil an den Arbeiten der Reichstagsausschüsse für das Preß- Münz- und Bankgesetz.

Es ist hier nicht der Ort den Politiker Sonnemann zu schildern, aber als Begründer der „Frankfurter Zeitung" verdient dieser große und gute Mann auch hier ein ehrendes Andenken.

Ein Verlagsjubiläum. In der Geschichte des deutschen Buchhandels ist dem Monat November dieses Jahres eine besondere Bedeutung zugewiesen worden. Einer der großen deutschen Verleger, Campe in Hamburg, mit dessen Namen, um nur einen von den vielen zu nennen, auf alle Ewigkeiten hinaus derjenige Heinrich Heines verknüpft sein wird, ist von der Welt abberufen worden, während eines der größten deutschen Verlagshäuser, die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart, das Jubiläum ihres 250-jährigen Bestehens begehen konnte.

Wer auf die Geistesarbeit dieses Verlages, dieses, scheuen wir uns nicht vor dem weitklingenden Wort, Kulturfaktors, innerhalb dieser zweieinhalb Jahrhunderte zurückblickt, dem tritt zugleich das gesamte deutsche Geistesleben vor Augen.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, zu einer Zeit also, wo nichts weniger als gute Aussichten für die Entwicklung derartiger Unternehmen sich zeigten, hat J. G. Cotta in Tübingen den Verlag gegründet, indem er gleich die Universitätskreise an sich zu ziehen bemüht war. Der langsam sich entwickelnde, um die Mitte des 17. Jahrhunderts ins Leben gerufene Verlag, der nach des alten Cotta Tod auf dessen Sohn und von diesem im Laufe des 18. Jahrhunderts auf dessen Nachfolger übergegangen war, und der sich hauptsächlich immer noch in wissenschaftlicher, speziell auch in schwäbisch-wissenschaftlicher Richtung fortbewegte, also theologische und juristische Werke mit Vorliebe verlegte, hatte gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wohl seine schwierigste Zeit durchzukämpfen. Johann Friedrich Cotta, der junge Advokat, war es, der, als er Ende 1787 das von seinem Vater in Stuttgart begründete Geschäft, dem die Tübinger Firma angegliedert war, unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen übernahm, seine Zeitgenossen Goethe und Schiller dauernd an sein Unternehmen zu fesseln wußte, und der zugleich mit der Gründung der „Allgemeinen Zeitung", die erste politische Zeitung großen Stils, und mit den von Schiller redigierten literarischen „Horen", mächtig in das deutsche Geistesleben eingriff.

Und seitdem Schillers und Goethes Werke, bei Cotta verlegt, Gemeingut der deutschen Nation geworden, seitdem sind aus dem Cottaschen Verlag die Werke der Größten aller Literaturperioden hervorgegangen. Und nicht nur die Größten aller Literaturperioden: auch die sämtlichen Wissenschaften nahm Cottas Verlag in seinen Schutz. Und solchen Traditionen ist der Verlag, der heute unter der geistigen Leitung Adolf Körners steht, treu geblieben.

M. R. K.

Prinz Hamlets Briefe. (Anonym erschienen bei Reichl & Co., Verlag, Berlin.) „Freilich, liebe Mama, wollte ich vor zwei Jahren noch ein unabhängiger Bürger werden. Das bedeutet aber nicht, daß ich in irgend einem Milieu aufgehen wollte — und dann — die Kreise, die mir näher stehen, die mich fast zur Verzweiflung getrieben hatten — ich habe es nicht vergessen, wenn ich auch glücklicherweise jetzt weniger davon zu reden brauche. Sollte ich aber gar zu inkonsequent sein, wie Dein leiser Spott es mir vorwirft — ja, Mutter, dann laß Dir sagen, daß Du

einen schweren Verstoß gegen die Etikette begangen hast — Du hast einen Menschen geboren . . ."

Der Thronfolger kommt heim von einer jahrelangen Fahrt auf fremden Meeren, die ihm und der Welt Vergessen bringen soll. Eine Müdigkeit, wie sie die Einsamkeit erzeugt, und ein Versenken in die Welt und ihre großen Worte während seines Alleinseins zeigt ihm alles ehrlicher, schärfer, unpersönlicher und leerer. Es fehlt ihm das Verhältnis zu seinem Sohne Karl, der sich so wichtig fühlt als Militär, daß er ihn gern Karl den Größeren nennt, er steht den Menschen fern, die wie Maschinen arbeiten, und denen dieser Arbeitswahn Kultur deucht, während er demoralisierend wirkt, „denn man muß, um nicht eine Verschwendung der Lebenskraft zu bereuen, die nur auf die Erlangung äußerer Mittel gerichtet war, alles käufliche überschätzen — und nicht nur Geld ist ein Tauschmittel, sondern auch Rang und Name . . ." Die Politik widert ihn an mit ihrem Stolz, „auf die kleinen Augenblickserfolge, mit welchen der Weg zum Ruin gepflastert ist, auf das häßliche Schachern und elende kleine Überlisten — statt daß die Regierungen sich untereinander benehmen, wie sich der einzelne in anständiger Gesellschaft benimmt". Er ist müde des ganzen Treibens, zieht sich auf ein ländliches, kleines Gut zurück, lebt einfacher ländlicher Arbeit, und schreibt in seinen Mußestunden Briefe an seine Mutter, in denen er sich klar schreibt, wie er die Welt und die Menschen sieht. Das geruhsame Leben bringt ihm den Frieden und führt ihn zu immer größerem Gegensatz zum Treiben draußen. Er sieht zu scharf und fühlt zu warm, er ist zu unpraktisch zum Prüfen und darum will er auf sein verfassungsmäßiges Recht verzichten und als bescheidener Bürger leben. Den formalen Schritt unterläßt er, seiner Mutter zuliebe bei ihren Lebzeiten, aber innerlich ist er frei, frei von Stolz und Vorurteilen. Sein einzig Bestreben ist, an sich zu arbeiten, und seine Sehnsucht, die Menschen von der äußeren Arbeit abzubringen und zur inneren zu führen. Dann erst wird der Mensch vom Fluch erlöst sein: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen"; denn der begründende Nachsatz jenes harten Wortes wäre: „Weil du ein Lump bist".

Und von der Höhe seines beschaulichen Daseins herab, erkennt er die Not und die Mängel und forscht nach Hilfe. Er prüft unsere Kultur, und zeigt, was ihr fehlt, er schildert die träge Gewohnheit der Gefühle bei den Gebildeten und wird von ihr angewidert mehr als von der Unselbständigkeit der Masse. Er sieht, wie die Schule dem Heranreifenden die Zwangsjacke zugestutzter Gesinnung anlegt, anstatt vorurteilslos zu lehren und statt Untertanenergebenheit sollte sie Eigenstolz und Persönlichkeitswert geben. Alle Kultur und alle Glücksgüter sind eitel, hat der Mensch sich nicht zu einer sittlichen Persönlichkeit durchgekämpft, kann er sich nicht selbst achten, und Freiheit liegt nur in der Eigentreue. Freiheit ist ein Priestertum. Wer sie sich gewählt hat, lebt am gebundensten, ihre Regel ist streng, wie die Regel eines Mönchsordens. Sie setzt Bedürfnislosigkeit und eine vornehme Verachtung des Materiellen voraus, damit sie für keinen fremden Schutz Dank schuldig werden könne.

Der größte Segen aber, den der Mensch von seinem Ideal hat, ist, daß es ihn adelt. Eines Menschen Wert entspricht genau dem Werte, den er auf seine persönliche Freiheit legt; Freiheit ist ein durchaus aristokratischer Begriff. Sie ist auch die einzige Grundlage des Staates, der, man mag sagen, was man will, schließlich doch nur eine Summe von Individuen ist. Wenn ihr ihn verbessern wollt, so lasset die Institutionen in Ruhe und wartet auf tüchtigere Menschen. . . . Der Staat sollte der Ritter der Gesellschaft sein; statt dessen machen sie die Gesellschaft zur Hure des Staates.

Und Prinz Hamlet glaubt an diese Freiheit, er zieht sich von den Menschen zurück und glaubt an sie. Und in diesem Glauben liegt so viel Versöhnung und Liebe, daß die Glaubensverkündung wie

ein Choral erklingt, und die Briefe sind so voll Weisheit und Güte in ihrem herben Urteil und hilfreichen Rat. Denn das Persönliche, die Weltflucht des Prinzen ist Nebensache in dem Buch, die Weltflucht ist nur Voraussetzung, um unbeteiligt das Leben an sich vorübergleiten zu lassen und die üblichen Begriffe wie Moral und Glauben und die gesellschaftlichen Einrichtungen zu fassen und zu analysieren. Die Briefform ermöglicht den warmen persönlichen Ton, und daß sich die Worte an die Mutter richten, eine Frau, die in ihrer wundervollen Ausgeglichenheit, unnahbar hoch steht, gibt ihnen den weichen Klang inbrünstiger Sehnsucht. „O Mutter, Mutter, wie soll einer an den Menschen und ihrer jüngsten Kultur nicht irre werden! O unsere Zeit! Alle Tage kommen neue Worte auf und gehen alte verloren; es ist bemerkenswert, daß man zwei große, schöne Worte von Jahr zu Jahr weniger hört: Gemüt und Charakter". F. F.

Maurice Muret: La Littérature allemande d'aujourd'hui. (Lausanne, Payot & Cie. 404 S., Fr. 3. 50.)

Der Verfasser, ein Waadtländer, seit Jahren literarischer Redaktor am Journal des Débats, macht das alte Wort zur Wahrheit, daß sich in Frankreich in der Regel nur Schweizer, Polen und Elsässer berufsmäßig mit ausländischer Literatur beschäftigen. Ich brauche nur an Namen wie die drei Lichtenberger, Bossert, Ehrhardt, Wyzewa, Ed. Rod, Prozor zu erinnern.

Muret tut es in ausgiebiger Weise, mit Geschick, Gründlichkeit und Verständnis, während die Franzosen meist nur einen guten Anlauf nehmen, um dann plötzlich mit einem traurigen Lapsus ihre völlige Unwissenheit zu dokumentieren, ungefähr wie es Victor Hugo in dem geflügelten Worte tat: „Ich schätze Goethe sehr und habe seinen „Wallenstein" gelesen."

Muret steht übrigens nicht im Anfang seiner literaturvermittelnden Tätigkeit. Sein Esprit juif, essai de psychologie éthnique, auf dessen angekündigte Fortsetzung L'Esprit catholique und L'Esprit protestant wir wohl vergeblich warten dürfen, enthielt schon eine Reihe literaturvergleichender Porträts, die im einzelnen wertvoll und original, wenn auch vielleicht in der Tendenz verfehlt waren. Dann kam seine Littérature italienne d'aujourd'hui, von der Akademie mit Recht preisgekrönt, die den Franzosen eine kleine Porträtsammlung zeitgenössischer Italiener schenkte. Und heute blättern wir in seiner Littérature allemande.

Von dem Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt, verlangen wir nicht, daß er ihren Honiggehalt erschöpfe. Wer sich von den Italienern zu den Deutschen wendet, den Engländern und Skandinaven seine Aufmerksamkeit zukehrt, wird auf 400 Seiten über 28 Deutsche nichts Abschließendes sagen können noch wollen. Zweck dieser zum Bande gesammelten Feuilletons ist die Anregung zur Lektüre und zu weiterem Studium. Immerhin ist die Auswahl interessant.

Achtzehn Schriftstellern wurde ein monographisches Kapitel gewidmet. Ebner-Eschenbach, Ernst Zahn, Gabriele Reuter, Arthur Schnitzler, Clara Viebig, Gustav Frenssen, Georg von Ompteda, Thomas Mann, E. von Heyking, Detlev von Liliencron, Richard Dehmel, Wildenbruch, Gerhard Hauptmann, Max Halbe, Frank Wedekind, Ludwig Fulda, Hugo von Hofmannsthal, Karl Lamprecht. In den andern vier Kapiteln werden zusammen behandelt: Spielhagen-Heyse-Raabe-Wilbrandt; Lindau-Kretzer, Bleibtreu; Ibsen und Sudermann; Holz und Schlaf. Von einzelnen wird ein Gesamtporträt geboten. Andere werden nur gelegentlich eines Werkes — Mann mit den „Buddenbrooks", Ibsen-Sudermann mit „Peer Gynt" und den „Drei Reiherfedern", Hofmannsthal mit der „Elektra" — vorgenommen oder zu Ehren ihrer Gesamtausgabe (Hauptmann) behandelt.

Es fehlt also nicht an Abwechslung.

Auch die Reihenfolge ist charakteristisch. Angenehm fällt die gute Kenntnis der Dinge und die Beherrschung des Stoffes auf. Große Irrtümer sind mir nicht aufgefallen. Der allgemeine Standpunkt ist der echt französische des höflichen Wohlwollens. Ein feines, wohlerwogenes Gesamturteil über die zeitgenössische deutsche Literatur findet sich in der Vorrede. Was da über die gegen 1890 gehegten Hoffnungen auf eine Neublüte deutscher Literatur, über das „gute Mittelgut" und den auf Kosten des geistigen Emporstrebens erfolgten industriellen Aufschwung Neudeutschlands gesagt wird, ist gerecht und gut. Auch die Entschuldigung, daß Zahn statt Spitteler neben Ebner-Eschenbach als einziger Vertreter der deutschen Literatur außerhalb Deutschlands aufmarschiert, kann man gelten lassen.

Es scheint mir von großem Wert, daß Bücher, wie das von Muret, im deutschen Sprachgebiet ebenfalls gelesen werden. Den Franzosen offenbaren sie eine neue Welt, und für sie sind sie in erster Linie da. Den Deutschredenden beleuchten sie eine bekannte Welt anders und verrücken die Perspektive. Man kennt eine Landschaft nicht, man habe sie denn von oben und unten, morgens, mittags und abends gesehen. Die Parallele mit der Literatur erübrigt sich. Darum hat ein so sorgfältig ausgearbeitetes, taktvolles und kenntnisreiches Buch wie das unseres Landsmannes Muret auch für uns Wert, was diese ausführliche Anzeige rechtfertigt.

E. P.-L.

Max Martersteig. Das deutsche Theater im 19. Jahrhundert. (Verlag von Breitkopf und Härtel, Leipzig.)

Die heftigsten Kämpfe über das Wesen des Dramas unserer Zeit bewirken ein starkes literarhistorisches Interesse für das Theater, seine Lebensfragen und seine Geschichte. Endlich haben wir auch die von Paul Schlenther versprochene, aber nicht geschriebene Geschichte des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert aus der berufenen Feder Max Martersteigs erhalten. Das Buch will eine Naturgeschichte, nicht eine Chronik und nicht eine Kritik des Theaters geben. Es nimmt Kenntnis von den Absichten der ersten Bildner der Bühne, aber es behandelt diese Absichten nicht ohne weiteres als zu verwirklichende Lebensgesetze. Es untersucht, ob die Ideale, die man der Entwicklung dieser Kunst vorschrieb, in der Sache selbst vorgebildet lagen, oder ob sie erst hinein getragen wurden. Sein Hauptaugenmerk richtet Martersteig auf die Anlässe zu den einzelnen Bildungen in ihrem Zusammenhang mit allgemeinen Kulturzuständen. Er betrachtet das Theater als eine Erscheinung von volkswirtschaftlicher Bedeutung und als solche in ihrer fast absoluten Abhängigkeit von der allgemeinsten Entwicklung, ein durchaus soziales Produkt. So treibt Martersteig, nach einem von Maximilian Harden geprägten Wort, „soziologische Dramaturgie". Er untersucht die sozialpsychologischen Grundlagen des indischen, griechischen und römischen Theaters, der Bühne im Mittelalter, des spanischen und englischen Theaters, besonders im Zeitalter Shakespeares, Lope de Vegas und Calderons. Die Geschichte des deutschen Theaters schreibt er von der Zeit des Humanismus und der Reformation an. Er zeichnet in breiten Pinselstrichen die kulturellen Zustände und die durch diese bedingte Aufnahmefähigkeit des Publikums, und entwickelt daraus die notwendige Organisation des Theaters jeder Zeit. Er gibt feine Charakteristiken der großen Dramatiker und Bühnenleiter, und man folgt seinen Ausführungen stets mit lebhaftem Interesse. Man hat das Gefühl, einem feingebildeten Manne gegenüberzustehen, den die von ihm behandelten Probleme in jeder Stunde seines Lebens beschäftigen, und man läßt sich von ihm gern belehren, wenn man auch im einzelnen — ich denke etwa an Martersteigs überscharfes Urteil über Heinrich Laube — einen ganz andern Standpunkt vertritt.

K. G. Wndr.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Verlag von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart.

Dann und wann trifft man diese hübschen blauen Bände in den Schaufenstern der Buchhändler. Ich wünschte, daß man sie öfters träfe. Jeannot Emil Freiherr von Grotthus, der bekannte Herausgeber des „Türmer", hat als Herausgeber dieser Sammlung einen tüchtigen Mitarbeiterstab aufgeboten, der für Zuverlässigkeit und Gediegenheit des Unternehmens beste Gewähr bietet. Den Wert dieser Bücher der Weisheit und Schönheit möchte ich hauptsächlich in jene Bände legen, die gut getroffene Auswahl aus gesammelten und für weitere Kreise schwer zugänglichen Werken bedeutender Vertreter des deutschen Geisteslebens enthalten. So möchte ich empfehlend auf die von Fritz Lienhard besorgte und eingeleitete Auswahl aus den Schriften und Briefen Friedrich des Großen hinweisen. Lienhard hat es verstanden in diesem Band ein vortreffliches Bild der Persönlichkeit des großen Monarchen zu zeichnen, nicht nur in der sorgfältig geschriebenen Einleitung, sondern auch in der Auslese aus den nur zu wenig bekannten Gesprächen mit den königlichen Vorleser, dem Schweizer Henri de Cat, die uns einen Einblick in den königlichen Menschen gewähren. Briefe zwischen Kolin und Leuthen, Briefe an Voltaire und d'Alembert, Gedichte, Abrisse aus Friedrichs „Geschichte meiner Zeit", aus dem „Anti-Machiavel", eines von den drei satyrischen Totengesprächen, dann auch der „Brief über die deutsche Literatur", haben hier Aufnahme gefunden und bilden so für weiteste Kreise eine kleine Ehrenrettung eines der größten Geister.

Ein Band, dem gebührende Verbreitung in der Schweiz zu wünschen wäre, ist die von Ludwig Gurlitt besorgte Auswahl aus den Schriften Pestalozzis. Der Pädagoge Gurlitt reiht hier des Pädagogen Pestalozzi charakteristische Schriften aneinander, ausgehend von der gewiß nicht unbegründeten Annahme, daß Pestalozzi, wenn nicht gezwungenerweise, heute von keinem Menschen mehr gelesen wird. So trägt auch dieser Band die Erfüllung seiner Aufgabe in sich.

Dasselbe gilt von Richard Zoozmanns Auswahl und Übertragung der Gedichte Walthers von der Vogelweide. Zoozmann hat als Übersetzer den Zweck der Sammlung im Auge und will Walther von der Vogelweide vor allem der Laienwelt erschließen. Deshalb hält er sich nicht wie Simrock, Koch u. a. konsequent an Reim und Metrum, sondern versucht sich in gelungener Nachdichtung, die freilich auch ein Eindringen in Walthers Dichtkunst ermöglicht. Und tatsächlich bringt Zoozmann das, auf die von im versuchte Art der Übertragung nicht leicht ausführbare Kunststück fertig. M. R. K.

Hans Hart. Das heilige Feuer. Hochschulroman. **Carl Conte Scapinelli.** Prater. Beide im Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Zwei Österreicher und zwei Wienerromane nebeneinander. Österreicher, keiner vom Schlage des andern; Wienerromane, grundverschieden in ihrer Art, ohne tieferen Zusammenhang.

Harts Roman ist im Zeichen der Sensation geschrieben, der Sensation ohne Beigeschmack. Es ist das Buch eines Virtuosen der Erzählungskunst, der feurigen, prickelnden, der überschäumenden, die uns gefangen hält und nicht losläßt bis zur letzten Seite. Ein Buch für schlaflose Nächte: klappt man es zu, ist es draußen Morgen geworden. Auch solche Bücher liest man von Zeit zu Zeit gerne, besonders dann, wenn hinter dem Verfasser nicht nur ein glänzender schwindelfreier Erzähler sondern auch etwas von einem Poeten steckt. Und Hans Hart, der Jongleur im besten Sinne des Wortes, der Künstler, kann auch Poet sein. Stärker noch als Wassermann in seinem „Moloch" das Bild des verkommenen Wien unterstrich, leuchtet Harts Blendlaterne nicht nur in die Gesellschaft, sondern auch in den Staat. Mit dem ganzen modernen Österreich jongliert der Verfasser: Da fliegen die Parteien, die im Rassekampf Österreich zu Schanden machen, dort die Schwarzröcke, welche die Nation zersplittern; alle spießt Hart ohne Pardon auf. Er führt uns über die glatten Par-

ketts der Wiener Salons, der Brutstätten innerer österreichischer Politik, in den mit den entsetzlichsten Waffen der Verleumdung, des grenzenlosen Hasses, des Ehrgeizes, der Rachsucht, der Schandtat gekämpften Kampf der Ehrlosen gegen die Gerechtigkeit. Und mit nie versagender Kraft leuchtet Harts heiliges Feuer in alle die verworrenen Zustände, jagt die Flut der Erzählung, die Handlung vorwärts. In einzelne seiner Menschen vertieft sich der Verfasser, und wenn er bei einem oder andern stehen bleibt, meißelt er das Äußere und das Innere dieses Menschen, jeden einzelnen Zug, trefflich heraus. Für diejenigen, die er liebt, vergießt er sein Herzblut. Wie viele Romane führen uns durch Krankenstuben, durch Spitäler, an den Schatten des Todes vorüber und über wie wenigen liegt die Heiligkeit Hartscher Stimmung! Wie viele erzählen uns nicht von dem alten ewigen Lied der Liebe, wie wenige aber bleiben so wahr, so tief wie der Dichter Hart, wenn er leise von jener ganz in Wiener Stimmung getauchten übermächtigen Liebe Ralph Sinzheims und Alice Yorks, dieser beiden prächtigen Menschen, spricht. Von ihrem Kampf, von ihrem Weh und von ihrem Glück! . . .

Scapinellis Roman „Prater" wirkt nach dem „Heiligen Feuer" wie eine kalte Ernüchterung. Die Gegensätze sind klaffend und das Wienertum, das die schwache, Brücke bilden sollte, reicht bei Scapinelli nicht aus. Während Hart, einem Feuerwerker gleicht, und Feuerwerker ist für ihn wohl die richtige Bezeichnung, eine bunte Welt vor unsere Augen zaubert, erscheint Scapinelli als einer, der nichts zu geben hat. Er bettelt vor unserer Türe, um etwas Glauben an die Lebenswahrheit seiner Menschen. Alles, was zur Zeichnung handfester Menschen nötig ist, fehlt da. Man sucht nach Leben, Seelen, und findet, da auch die technischen Mittel kaum ausreichen, Holzfiguren. Und wo liegt das Wienertum in diesem Praterroman? Darin, daß einer aus niedern Kreisen emporstrebt, unter wahnsinnigen Spekulationen zu denen ihn eine reiche Witwe 2c. treiben, sich ruiniert, und daß er in den Prater ein mächtiges Vergnügungsetablissement stellen will? Oder in ein paar leblosen Phrasen über den Wiener und seinen Prater und den sentimentalen Wellenschlag der Donau?

Nach der Lektüre dieses Buches summt es einem wohl noch etwas in den Ohren, aber auch das Summen verrauscht; dann ist alles zerflattert. Ich behielt keine Erinnerung an dies Buch, es sei denn die, daß ich Fred Fredinger, dem „maître de plaisir" ungefähr auf jeder dritten Seite ohne Hut auf dem — i begegnete.

M. R. K.

Sieben Schwaben. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

Dem Schweizer steht die süddeutsche Kunst näher als die norddeutsche, in der Malerei wie in der Literatur. Hermann Hesse, ein geborener Schwabe und durch und durch ein Kind seiner Heimat, galt lange für einen Schweizer. Es war nicht nur der Schauplatz und die Handlung seines Peter Camenzind, der diese Meinung aufkommen ließ, es war seine ganze Art, seine dichterische Persönlichkeit, die sie dem Schweizer so wesensverwandt erscheinen ließ. An dem Entstehungs- und Entwicklungsprozeß der sogenannten „Moderne" in der Literatur waren die Süddeutschen wenig beteiligt. Ihre Schwerfälligkeit, ihre Bedächtigkeit lagen ihnen wie Klötze im Wege; sie hatten nichts von dem genialen Leichtsinn und auch nichts von der düpierenden Unverfrorenheit ihrer Berliner Genossen, und so standen sie völlig abseits von der großen Bewegung. Aber nun treten sie auf den Plan. Die gewaltige Entwicklung war auch für sie vorhanden; auch sie verstanden das zu nutzen, was jene gezeitigt hatte.

In dem Dichterbuche „Sieben Schwaben", das mit einer Einleitung von Dr. Th. Heuß herausgegeben wurde, sind sieben Beiträge der sieben bekanntesten schwäbischen Dichter vereinigt. Die Vergleiche, die man aus den sieben Beiträgen ziehen kann, sind interessant. Durchaus

verschiedene Persönlichkeiten und doch ein gemeinsames Band, das sie umschließt. Die Einleitung des Dr. Heuß sucht das Wesen des „jungen Schwaben" klarzulegen. Er zeigt die Zusammenhänge und er charakterisiert mit prägnanter Schärfe den einzelnen. Eine feinfühlige, verständnisvolle Arbeit.

Und die Dichter selbst? Cäsar Flaischlens Beitrag gibt keinen richtigen Begriff von seiner Kunst. Für den Stuttgarter ist sein „Von Daheim und Draußen" von Interesse, Lokalinteresse. Großen künstlerischen Wert dagegen scheint mir die Arbeit nicht zu besitzen. Auch Ludwig Finckh kann nach seinem „Inselfrühling" leicht eine falsche Einschätzung erfahren. Die langatmige, gesucht einfache Erzählung besitzt kein Relief; sie bleibt dem Leser fern und fremd. „Ein altes Buch" betitelt sich Hermann Hesses Beitrag. Eine Erzählung, die so ganz Hesse ist, so lieb und feinsinnig wie sein „Peter Camenzind". Eine stimmungsvolle, warme Geschichte, die, wie fast alle Arbeiten Hesses, jene stille, weite Freude im Leser weckt, die der beste Gewinn einer Lesestunde ist. Heinrich Lilienfein, der erfolgreiche Dramatiker, hat eine historische Geschichte beigesteuert: „Die beiden Letzten von Staufach". Lebendig und farbenprächtig ist dieses Bild aus dem dreißigjährigen Kriege gemalt, eindringlich und in der straffen Linienführung die Hand des Dramatikers verratend. Wilhelm Schussen, der erst in der allerletzten Zeit die Augen auf sich lenkte, ist mit einer zwischen Bissigkeit und lachendem Humor schwankenden Skizze „Häbisch und Hohnerlein" vertreten. In sehr glücklicher Weise klingt durch seine Geschichte die Note des Humors in das Buch hinein. Die beiden letzten Namen, die das Buch enthält, sind Anna Schieber und Auguste Supper. Neben Hesses Geschichte sind die Erzählungen Anna Schiebers und Auguste Suppers zweifellos die besten. Anna Schiebers „Ein Kartäuser" ist eine prachtvolle Charakterstudie und Auguste Suppers „Begegnung" gehört zu den psychologisch feinsten und fesselndsten Erzählungen, die sie noch je veröffentlicht hat. Frei von aller Pose, frei von aller Sentimentalität, schlicht und einfach, aber groß und stark wirkend, das ist die Kunst Suppers.

In schöner Ausstattung, aber schlecht geheftet, ist das mit den Bildnissen der Dichter versehene Buch bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienen. G. Z.

Fritz Skowronnek. Sarah und Hagar Verlag Rich. Eckstein Nachf. Berlin.

Die Geschichte von Sarah und Hagar steht in der Bibel. Das Buch Mosis erzählt von Abrams Weib, das, unfruchtbar, den Gatten zu Hagar, der Magd, weist. Skowronnek, dem wir schon manchen guten „spannenden" Roman danken, dichtet den Stoff zur Geschichte einer Ehe um, die er, ohne allzu tiefes psychologisches Eindringen, zum guten Eisenbahnroman verarbeitet. Nach dem Buche Mosis ist Abrams Weib in späten Jahren noch fruchtbar geworden, und Hagar, die Magd, konnte mit ihrem Kinde in die Wüste hinauswandern. In der Geschichte der Graffenbergischen Ehe liegen die Verhältnisse etwas anders: Frau Julie, die ihrem toten Kinde aus erster Ehe nachtrauert, bleibt in ihrer zweiten Ehe kinderlos. Aufopfernde Liebe zu ihrem Gatten und die Sehnsucht, ihm den Wunsch seines Lebens zu erfüllen, dann aber auch das Gefühl der Schuld, das, da ärztliche Atteste schon vor der zweiten Ehe Kinderlosigkeit prophezeit hatten, sich in Frau Juliens Gewissen auslöst, schließlich auch die Abneigung gegen die Adoption eines Kindes fremder Leute, lassen in der unglücklichen Frau den verzweifelten Gedanken erstehen, ein Kind ihres Gatten ihr eigen nennen zu wollen. Da aber der Gatte als Junggeselle keine folgenreichen Taten vollführte, opfert sich die Magd Lowise, die dem früheren Inspektor Graffenberger aus heimlicher Liebe auf das Gut Frau Juliens gefolgt war, und Frau Julie weiß es geschickt anzustellen, den gewissenhaften Gatten vor ein Entwederoder zu stellen. Entweder er tut es, oder nicht, und dann wird seine Frau sich von ihm trennen. Es kommt also zu dem

Trioleverhältnis, das sich aber nicht auf die Dauer halten läßt. Nicht Sarah wird zur Heldin des Dramas; es ist die Magd Hagar, die nach dem Gesetz dem Vater das Kind überlassen und alleine in die Welt gehen muß. Hier wäre das Problem noch interessanter geworden. Immerhin ist die Fassung des Romans derart, daß sie ihn über das Durchschnittsniveau erhebt. M. R. K.

Körperkultur des Weibes. Von Beß M. Mensendieck. F. Bruckmanns Verlag, München.

Das falsch verstandene Christentum mit seinen asketischen Anschauungen war es vor allem, das die Kultur des Körpers, seine Ausbildung zu möglichster Harmonie und Schönheit als den Geboten der Sittlichkeit zuwider laufend unterband. Die schlimmen Folgen, die diese Anschauung zeitigte, sind eklatant genug. Es gilt heutzutage noch vielfach für sehr beschämend, wenn die allgemeine Bildung des Wissens irgend eine Lücke aufweist; seinen Körper aber zu vernachlässigen und in der barbarischsten Weise Mißformen heranzuzüchten, betrachtet man fast als ein gutes Zeichen für den geistigen Habitus eines Menschen. Isidora Duncan, die Schwestern Wiesenthal, jene Frauen, die in ihren Tänzen die Erinnerung an die Schönheit des menschlichen Körpers wieder wachrüttelten, führten dem Zuschauer erst recht wieder vor Augen, welche Sünde er gegen sich selbst und seine Umgebung mit der unter dem Vorwand der Prävalenz des Geistigen begangenen Vernachlässigung seines Körpers zugefügt hat. Die Bewegung, die für die Reformtracht Propaganda machte, hat ja zweifellos ihren letzten Grund in dem Bestreben, dem Körper die volle natürliche Freiheit zu verschaffen, die ihm die qualvollen und übertriebenen Einschnürungen des Korsets genommen hatten.

Nichts ist daher zeitgemäßer als ein Buch, das den Bestrebungen der Körperkultur, die so durchaus im Zeichen des dringenden Bedürfnisses stehen, praktische Realisierung verschaffen soll. Das Buch, das sich diese Aufgabe gestellt hat, ist Frau Dr. Beß M. Mensendiecks Körperkultur des Weibes. Ein vortreffliches Buch, das ebenso klug und überzeugend, wie leicht faßlich und praktisch geschrieben ist. Das Buch, das die erfahrene und feingebildete Frau in seiner ganzen Anlage und Gestaltung sofort verrät, gibt hygienische und ästhetische Anweisungen, nach denen es der Frau möglich sein soll, ihrem Körper jene Schönheit wiederzugeben oder zu erhalten, deren er überhaupt fähig ist. „Auch Schönheit wird uns nicht umsonst", sagt Nietzsche. Das ist auch Frau Mensendiecks Überzeugung. „Der Kampf um die Schönheit", sagt sie, „muß von der Frau als etwas menschlich bedeutungsvolles, als eine ernste Aufgabe, eine Rassenpflicht aufgefaßt werden, sie muß tiefer in das Verständnis des belebten Organismus einzudringen suchen und die Schönheit vom hygienischen sowohl, als vom plastisch anatomischen Standpunkte aus pflegen lernen". Da das Werk mit zahlreichen, die hygienischen und ästhetischen Anweisungen der Verfasserin erläuternden und beleuchtenden Abbildungen versehen ist, so wird ohne Zweifel der praktische Erfolg bei einer aufmerksamen Leserin nicht verschlagen, und es sollte jede Frau es als ihre eigenste Aufgabe betrachten, die Schönheit, die ihr vom Schöpfer gegeben wurde, nicht verkümmern zu lassen, sondern sie zu voller Entfaltung zu bringen.

Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers von J. Jegerlehner. Verlag A. Francke, Bern.

Aroleid besaß seit Jahrhunderten seine eigene Kirche, und die Senger waren nach Aroleid kirchgenössig. Die Senger aber wollten ihre eigene Kirche, und der Bischof gab ihnen Recht, und schrieb eine Lotterie für die Kirche von Seng aus. Den Aroleidern aber wollte er ihren Pfarrer nehmen, sie sollten nach Seng in die Kirche. Da bäumten sich die Aroleider auf; drum sandte ihnen der Bischof den starken Pfarrer Portis, damit er den Bergbauern die Köpfe zurecht setze. Aber Portis sah, daß der Bischof im Unrecht war und die Aroleider im Recht, das sagte er des Bischofs Abge-

sandten ins Gesicht. Deshalb sollte Portis aus der Kirche ausgestoßen werden. In einer Nacht aber kam der Gletscher und brachte Aroleid in Not; da vergaßen die Senger ihre Feindschaft, sie halfen. Der Friede war wieder hergestellt; aber die Kirche von Aroleid war zerstört und Pfarrer Portis lag totwund im Spital.

Jegerlehner, dem wir verschiedene Sagenforschungen aus dem Wallis verdanken, und der ein eingeschworener Freund unserer Berge ist, hat in diesem seinem ersten erzählenden Buch, eine alte Volkssage zu ungewöhnlich frischem, packendem Leben gestaltet. Die Inhaltsangabe umschreibt kaum das Gerippe der Erzählung, denn in der Einleitung wird uns noch die Jugend des Pfarrers Portis und in einer außerordentlich knappen und plastischen Zeichnung ein Stück Schweizergeschichte erzählt. Das eigentliche Motiv aber wird belebt und erhält einen mächtigen Pulsschlag, durch eine Reihe prächtiger einfacher Menschen, die alle ein Schicksal haben, das groß und ungewöhnlich ist. Jegerlehner gehört nicht zu den Wirklichkeitsschilderern vom Schlage Kurz, dafür sieht er seine Bergbauern zu sehr nur von der guten Seite, aber er läßt sie auch nicht so am Faden tanzen wie einige unserer anerkannten Bergromanschreiber. „Aroleid" ist in Tagebuchform abgefaßt; Pfarrer Portis hat es geschrieben. Es ist ein ganzer Mensch und ganzer Dichter, dieser Pfarrer Portis, und wenn er auch manchmal einige „romanhafte" Floskeln hätte ausmerzen sollen, so vermögen diese doch nicht den Eindruck zu verwischen, daß viel Gletscherluft die Stirne umwehte, die diese starken Gedanken und Bilder ausdachte.

Ernst Hardt: Gesammelte Erzählungen. Inselverlag Leipzig.

Der Dichter von Tantris der Narr, der mit seinem dramatischen Erfolg so viel Ruhm an seinen Namen geknüpft, hat aus Novellen, Skizzen und Stimmungsbildern früherer Jahre einen Band zusammengestellt, der neben Dokumenten künstlerischen Feingefühls recht unbedeutende Sachen enthält. Als Dramatiker ist Hardt ohne Zweifel bedeutender, denn als Prosaschriftsteller. Es ist merkwürdig, daß die Novellen, die in diesem Bande vereinigt sind, den Dramatiker kaum ahnen lassen. Eher den Lyriker. Die Skizzen sind alle auf einen Ton gestimmt, der ebensogut in einem Gedicht zum Klingen gebracht worden wäre, wie in einer Prosaschrift. Das gilt allerdings nur für einen Teil der Erzählungen. Ein zweites Moment, das sich auffällig bemerkbar macht, ist Hardts Verständnis für das Mystisch-Spiritistische. Die Geschichte „Träume" und das Nachtstück „Gespenster" seien dafür als Beleg angeführt. Namentlich die letztgenannte Erzählung könnte, wenn sie nicht so sehr den Künstler verraten würde, der sie erzählt, sehr gut in einem Buche stehen, das Beweise für den Spiritismus gesammelt hat. Außerordentlich fein ist „Itys und Psyche", ein Stimmungsbild aus der griechischen Antike, das den feinsinnigen, Griechenlands Kultur begeisterten Bewunderer kennen läßt. Auch „Fatima" ist eine sehr hübsche, fesselnde Erzählung und in „Josua, Bein des Jani" läßt einen köstlichen Humor zutage treten. Recht unbedeutend und das künstlerische Gleichgewicht des Buches fast störend sind Erzählungen wie „Priester des Todes" und „Gardinenwäsche", und unter den in Naturschilderungen und Naturstimmungen fast zerfließenden Skizzen findet sich auch manche, die ohne Schaden unterdrückt worden wäre.

Für den Inhalt verantwortlich der Herausgeber: **Franz Otto Schmid.** Schriftleitung: **Guido Zeller,** an dessen Adresse, **Luisenstraße 6** in **Bern,** alle Zuschriften und Zusendungen zu richten sind. Der Nachdruck einzelner Originalartikel ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. — Druck und Verlag von **Dr. Gustav Grunau** in **Bern.**